

Franz Maciejewski

Ich, Bertha Pappenheim

Auszüge aus einer Romanbiografie

(...) „Ich denke mir unweit einer mittelgroßen Stadt (und von dieser leicht erreichbar) zwei kleine Häuser mit einem Belegraum für 10 bis 15 Betten. In das eine Haus finden junge Prostituierte, vor allem Mädchen, die ihrer Entbindung entgegensehen oder vielleicht im Gefängnis entbunden haben, Aufnahme - natürlich mit ihren Kindern. Im anderen Haus befinden sich moralisch gefährdete Jugendliche, die Halt brauchen, um nicht vollends auf die schiefe Bahn zu geraten. Beide Häuser einfach, aber ausgesprochen wohnlich und freundlich eingerichtet. Also keine Anstalt im Sinne des Gesetzes. Kein steinernes Denkmal einer Stiftung mit Aufschriften, Votivtafeln, Korridoren, Schlaf- und Esssälen, mit Karzer und Zellen und einem strengen Direktorium an der Spitze. Ein Heim mit dem warmen Klima einer Familie, das den Schutzbedürftigen Schutz und den Erziehungsbedürftigen Erziehung bietet. Was hältst du davon?“

Louise, die aufmerksam zugehört hatte, wiegte leicht ihren Kopf.

„Bertha, dein Heim dürfte kaum auf Begeisterung stoßen, das weißt du. Es wird aber, fürchte ich, nicht beim Kopfschütteln bleiben. Du planst für Menschen, die nach traditioneller jüdischer Rechtslage gar nicht existieren: unverheiratete Mütter, uneheliche Kinder. Dein Heim wird also auch Angst machen. Man wird dir vorwerfen, dass du einen Hort der Unsittlichkeit schaffst, der ansteckend wirken könnte. Du weißt, sie trauen der Heilung durch Liebe nicht.“

„Aber um so wichtiger ist doch der Versuch, den aus der Welt des jüdischen Gesetzes Herausgefallenen eine Art von Auffangbecken zu bieten. Damit sie wieder zu sich kommen können. Und Zugang finden zu einer Gemeinschaft.“

„Ja, das sehe ich wie du. Aber ich scheue, ehrlich gesagt, die offene Konfrontation. Wenn du dir sehenden Auges neue Feinde schaffst, dann frage ich mich im Stillen: Was treibt dich im Innersten an, Bertha?“

Ich war auf diese Frage nicht vorbereitet, nicht damals in jenem Moment. Unverwandt schaute ich Louise an, spürte dem nach, was ihre Worte in mir anrichteten. Etwas wie einen quälend langsamen Dammbbruch. Tränen traten mir in die Augen, die glasig wurden und erst das Gesicht, dann die ganze Gestalt von Louise verschwimmen ließen. In einem Nu spürte ich aus diesem konturlosen Nass ihre Arme, die mich zu ihr hinzogen; fühlte ihre Hände an Hals und Schulter, ihre Wange an meiner Wange. Wie befreit weinte ich los, ließ alle Zurückhaltung fahren und den Tränen freien Lauf zwischen den Gesichtern, wo sie vor Schmerz und Glück in kleinen Bahnen dahinflossen, über die Backe der einen, die Nase der anderen. Bitterwasser des Lebens.

Als wir beide nach einer Weile unsere benetzten Stellen mit einem Taschentuch trockneten, waren aus den nahen Verwandten innige Schwestern geworden. Das Taschentuch steckte ich ein, denn was es barg, war für mich so kostbar wie jener Tropfen Parfüm, den ich einmal als kleines Mädchen auf mein Tuch bekam. Ich habe es danach wie einen Schatz gehütet und wochenlang nicht waschen wollen.

Es war Louise, die nach den Kapriolen unserer Körper zur Sprache zurückfand.

„Was hat dich so traurig gemacht, Bertha?“

Ich atmete tief durch. „Du hast mit deiner Frage einen wunden Punkt berührt. Ich bin, anders als du und deine Freundinnen, aus den vorgezeichneten Bahnen meiner Biographie herausgeschleudert worden wie eine Billardkugel. Eine Karambolage mit Folgen, wie du weißt. Ich habe den Sprung in die Ehe verpasst und es zu keiner eigenen Familie gebracht. Der neuartige Typus der alleinstehenden Frau: er ist mir nicht wirklich auf den Leib geschnitten. Ja, manchmal fühle ich mich wohl in dieser Rolle, kokettiere gar mit ihr, mache dem Schreckgespenst der alten Jungfer Beine. Aber bei aller Emanzipation ist die Alleinstehende nicht gern allein. Die moderne Hülle wärmt nicht. Es ist traurig aber wahr, ich trage dieses Schicksal wie einen unabwaschbaren Makel mit mir herum.“

„Und als Gegenmittel die fixe Idee, unbedingt eine Ersatzfamilie gründen zu wollen. Stimmt's?“

„Das Heim für gefallene Mädchen, das ich mir so sehr wünsche. Ja, es soll auch für mich ein Zuhause sein. Ein Wunsch, den ich für gewöhnlich gut verstecke, oft vor mir selbst. Du hast ihn halb aufgedeckt, deshalb war da zunächst nichts als Schmerz.“

„Und jetzt?“

„Erleichterung. Du bist so ziemlich die Einzige, Louise, mit der ich offen darüber reden kann.“

„Unter Schwestern?“

„Wo du doch neben der Cousine auch noch meine Tante bist.“

„Jüdische Verrücktheiten. Aber sie treffen nicht dich allein.“

„Wie meinst du das?“

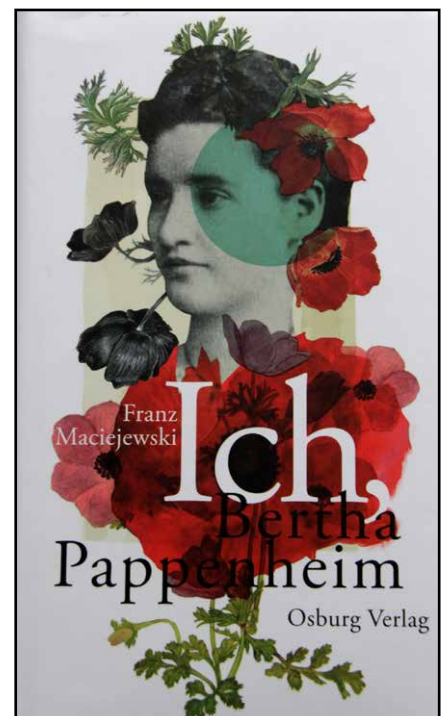
„MaMo zum Beispiel, er war nicht nur mein Mann, sondern auch mein Onkel.“

„Ich weiß, ich weiß. Schließlich war er ja auch mein Onkel. Aber bei mir steht nur dieser eine Verwandtschaftsgrad zu Buche. Weitere Mehrdeutigkeiten sind mir erspart geblieben.“

„Am Ende kannst du froh sein, dass du nicht geheiratet hast.“

Ich musste laut lachen, kam aber nicht weit damit.

„Hör zu, Bertha. Ich brauche keine Bedenkzeit. Das Heim, das dir am Herzen liegt, ich will es für deine Schutzbefohlenen und für dich. Vor allem für dich - aber nicht in erster Linie.“





Sie legte zum Zeichen der Verschwiegenheit ihren Zeigefinger auf die Lippen.

„Du sollst das PappenHeim haben. Ich werde mich nach einem passenden Haus umsehen. Schon morgen verschaffe ich mir einen Überblick. Abgemacht?“

„Abgemacht.“

Wir fielen uns um den Hals und küssten uns auf die Wangen. Wir haben gemacht, was man bei Karl May von den Blutsbrüdern liest, dachte ich. Aber mit Tränen statt Blut.

Louise, meine Tränenschwester, hielt Wort - und wie. Schon wenige Monate nach unserem Gespräch hatte sie ein Haus gefunden, das meinen Wünschen sehr nahe kam. Es lag in einem stillen Villenviertel der kleinen Stadt Neu-Isenburg, dicht vor den Toren von Frankfurt. Aber schon jenseits des preußischen Staatsgebietes, also auf hessischem Boden. Die Lage konnte nicht besser sein.

Die hessischen Ausländergesetze waren milder als die preußischen; ein Umstand, der für die staatenlosen Mädchen unter meinen Zöglingen von großem Nutzen sein konnte. Zudem hatte Isenburg (wie wir den Ort nur nannten) eine liberal gesinnte Verwaltung. Man stand den Plänen für ein „Heim des jüdischen Frauenbundes“ aufgeschlossen gegenüber. Es gab intensive Verhandlungen, aber keine unsinnigen Hürden, keinerlei Schikanen. Ein Nachhall des toleranten Geistes der Gründungsväter, die bekanntlich Hugenotten waren? Vielleicht. Da ich meine Frankfurter Wohnung vorerst zu behalten gedachte, war auch die Frage der Anbindung von Belang. Und tatsächlich gelangte man mit der Waldbahn (dieser beliebten Linie raus zum Frankfurter Stadtwald) in nur 20 Minuten nach Isenburg.

Das Haus war eine Schenkung. Nichts Außergewöhnliches für eine Goldschmidt, sieht man einmal vom Verwendungszweck ab: Haus für gefallene Mädchen. Nannte man es so, war es, als striche das böse Licht des Frankfurter Rotlichtviertels über den Ort. Wie der Lichtkegel eines fernen Leuchtturms, also als Warnlicht. Es bestand kein Zweifel. Was ich da über die mütterliche Linie geerbt hatte, das musste ich erst noch erwerben, um es zu besitzen. Ja, es galt dem Haus einen Ruf zu erwerben, den ungebetenen Schandmälern zum Trotz. Aber ließen sich die „moralkranken“ galizischen Mädchen (wie sie nach dem Jargon der Zeit genannt wurden) in einem Heim wie diesem wirklich heilen? War die Erwartung, die unreinen Körper mittels sinnvoller Arbeit und haltgebender Riten, echter Gemeinschaft und neuer Gottesmitte in lautere Seelen verwandeln zu können, nicht illusorisch?

Doch halt. Was hat es mit der Diagnose von der uralten Insanity eigentlich auf sich? Sie alle sprechen von der „Immoralität der Galizierinnen“, als ob das die ganz exzeptionelle Abnormalität eines besonderen Menschenschlags wäre. Voll Indolenz, wie etwas Selbstverständliches, mit Mitleid oder Hohn, mit überlegenem Augenzwinkern oder

sattem Ekel wiederholen die Männer ihre umwerfende Logik: Die Mädchen sind schlecht, weil sie schlecht sind. „Man“ ist sittlich entrüstet. Und es stimmt. Diese Kellnerinnen, die Ladnerinnen, Modistinnen, Probierramsellen, Balletteusen und Choristinnen, ja, sie verkaufen sich zuhauf. Aber könnten sie sich denn verkaufen, wenn keine Käufer da wären? Wollen die Herren nicht wahrhaben, dass es ihre Geschlechtsgenossen sind, die als Freier und Händler Frauenzimmer nachfragen und als Ware anbieten? Es ist Zeit, von den Verbrechen gegen die Sittlichkeit zu sprechen, die moralisch kranke Männer verüben. Und das nicht nur in öffentlichen Häusern, sondern ebenso in den Räumen ihrer Familien.

Wir waren eine Familie der anderen Art. Eine bunt zusammengewürfelte Großfamilie mit zunächst zehn Mitgliedern. Drei Mütter mit ihren unehelichen Kindern, darunter ein Säugling, zwei Kleinkinder und ein schulpflichtiger Junge; eine schwangere junge Frau, natürlich unverheiratet, sowie zwei noch minderjährige Mädchen, die draußen als „sittlich gefährdet“ galten. Hinzu kam die Hausmutter, Frau Clara Schloss hieß sie, die mich in meiner Abwesenheit vertrat. In der Rolle eines, sagen wir, übergeordneten Elternteils. Es war mein ausdrücklicher Wille, dass diese Person eine alleinstehende Frau sein sollte, wie ich selbst. Also kein leitendes Paar an der Spitze. Ich wollte keinen Mann im Haus. Keinen Hausvater. Partout nicht.

Warum so unerbittlich, Bertha? Weil wir allesamt so sehr unter Männern gelitten haben, hätte ich geantwortet. Aber ich habe mir damals diese Frage gar nicht gestellt. Es war so selbstverständlich. Männer sind schlecht, weil sie schlecht sind. War es das? Die einfache Umkehrung der männlichen Dummheit? Also doch ein dumpfer Männerhass? Tatsächlich habe ich schon oft gedacht, wenn man nichts zu lieben hat, ist hassen ein gutes Surrogat. Aber nein, ich mag es nicht glauben. Ich will zunächst nur sagen, was ich darüber weiß, nicht - noch nicht - was ich darüber denke. Es gibt da einige Linien, die abgebrochen sind und für sich stehen, aber vielleicht doch irgendwie zusammen gehören.

Kaum war das Heim eröffnet, sann ich darüber nach, wie die spartanische Strenge und Kargheit, die einige wohlmeinende Besucher irritiert hatte, aufgelockert werden konnte. Mir fiel der Sinnspruch ein, der die prächtige Frankfurter Oper zielt: Dem Wahren, Schönen, Guten. Ja, von diesen drei Grazien war in Isenburg vom Fußabdruck der mittleren noch kaum etwas zu sehen. Es fehlte an schönen Dingen. Ich überlegte, wie und wo sich die Schönheit als Mittel der Erziehung einsetzen ließ. Erwog dieses und jenes und gewann endlich Gefallen an der Idee, dem Heim einen Brunnen zu stiften. Ein heiteres Bildwerk schwebte mir vor. Den Kinderseelen verständlich, eingebettet in das Grün und Bunt des Obst- und Staudengartens, der unser Haus umfriedete.

Ich machte erste Skizzen und fand bald zu einem mich überzeugenden Entwurf. Ein Wasserbecken in der Mitte, dahinter eine hohe Rückwand, die wie ein Triptychon aus drei Platten bestand. Jede dieser Platten sollte als Bildtafel gestaltet werden und Motive aus der Tierwelt zeigen. Das gemeinsame Thema: Fürsorge - Brutpflege - Mutterliebe. Nach einigem Hin und Her fiel die Wahl auf eine Bärin, eine Glucke und einen Storch. Eine Bärin auf dem linken Seitenflügel, die über die Klettertour ihres Teddys wacht. Eine Glucke im Mittelteil, die all ihre Küken unter ihr aufgeplustertes Federkleid birgt. Auf dem rechten Seitenflügel ein Storch, der, von einem frechen Affen verhöhnt, das Weite sucht. Und, merkwürdig genug, „Der vertriebene Storch“,



Bertha Pappenheim als Glückel von Hameln. 1925 nach einem Gemälde von Leopold Pilichowski, genannt Pilich; Public Domain

der doch ganz aus dem Rahmen fiel (ich hätte damals nicht sagen können, warum er überhaupt mit von der Partie war), avancierte zum namengebenden Tier. Unter diesem Namen wurde der Brunnen gebaut.

Gut zwanzig Jahre zuvor war Meister Adebar schon einmal aufgetreten, in einer meiner kleinen Geschichten für Kinder: „Im Storchenland“. Sie erschien noch anonym, in jener Grauzone meiner verlorenen und wiedergefundenen Zeit, in der ich neu erlernen musste, wer ich eigentlich war. Ich erzählte im Ton eines Märchens von einem fernen, verwunschenen Land, wo die Menschenkinder auf Bäumen heranwachsen. Unter der Anleitung einer weisen Storchenmutter kümmern sich einige Helferinnen liebevoll um die Kleinen. Allen voran Kamilla, eine von ihrem Verlobten verlassene junge Frau. Als die alte Storchenmutter stirbt, herrscht zunächst große Verwirrung. Vieles läuft schief, etwa die Verteilung der Kinder (so bekommen weiße Eltern plötzlich ein Mohrenkind). Bis endlich Kamilla zur neuen Oberpflegerin im Storchenland ernannt wird. Eine segensreiche Entscheidung. Weise wie eine Storchenmutter lenkt sie das Land und erfüllt sich dadurch zugleich ihren sehnlichsten Wunsch. Auch ohne Mann hat sie Kinder in Hülle und Fülle.

(...)

Mitten hinein in diese ungemütliche Lage platzte eine Vorladung der Polizei. Nicht von der Schutzpolizei um die Ecke, die es ja auch noch gab. Nein, von der Gestapo höchstpersönlich kam die Einladung, zur Vernehmung bei der Staatspolizeistelle Offenbach.

Das war Anfang April. Wir hatten die Pessachwoche gerade hinter uns gebracht, mit einem Sederabend, der mich Elenke labte, wie kaum je zuvor. Im Kreis der lieben Kleinen, mit Hannah an meiner Seite. Die nervige Vorladung kam aus heiterem Himmel, natürlich ohne Offenlegung des Sachverhalts. Also wusste keiner von uns Bescheid, was dahinter steckte. Doch alle fürchteten das Schlimmste. Nur Doktor Minkel versuchte abzuwiegeln. Sie halten sich zurück wegen der Olympischen Spiele, meinte er. Und riet mir, ich sollte mich erst einmal für nicht vernehmungsfähig erklären. Ein entsprechendes Attest würde er sofort ausstellen. Ich war entschieden dagegen. Nein, sich bloß nicht wegducken. Ich will hören, was sie mir vorwerfen. Und die Sache ausfechten. Aber ich brauche ein wenig Zeit, mich vorzubereiten und zu wappnen. Ein Herausschieben um zwei Tage dürfte reichen. Ich diktierte Hannah einen entsprechenden Brief - und bekam den Aufschub.

Am nächsten Morgen war ich mit Hannah verabredet, um die Sache durchzuspielen, eine Strategie zu überlegen. Aber wir konnten gar nicht sofort loslegen. Ich war bettlägerig gewesen und konnte kaum gehen. Also galt es zunächst, das Laufen zu trainieren.

„Wir proben den aufrechten Gang“, scherzte Hannah.

Meine starke Tochter. Was für ein Glück für mich, dass sie da war, mir beistehen konnte. Ich war genau genommen nicht viel mehr als ein eingeschrumpftes Häufchen Elend. Hannah überragte mich um Kopfes Länge und bekam mich gut in den Griff. Wie ein Kind erlernte ich das Laufen, eingehakt unter ihren Arm. Ein kleiner Triumph, als ich es am zweiten Tag aushielt, eine Stunde lang zu stehen. Danach saßen wir beim Tee zusammen.

„Es ist wie bei Kafka. Sie haben sich nichts zuschulden kommen lassen. Aber in dieser neuen deutschen Welt ist Schuldlosigkeit nutzlos geworden. Sie schützt nicht vor Verfolgung. Ein Nichts reicht aus, den Prozess in Gang zu

setzen. Ein falsches Wort, ein Schlag ans Hoftor, das Fehlläuten der Nachtglocke. Es ist schrecklich, aber in einer solchen Lage helfen manchmal wiederum Kleinigkeiten, um dem Schlimmsten zu entgehen.“

„Ja, kindische Mittel“, ergänzte ich.

Ich musste an Pilich [gemeint ist der Maler Leopold Pili-chowski] denken. Unwillkürlich warf ich einen Blick nach oben, gen Himmel. Eine stumme Bitte um seine schützende Hand. Aber um welchen Schutz ging es eigentlich? Nicht den für mich alte Frau. Es ging um die Kinder, das Heim, das den Nazis ein Dorn im Auge war. So viel stand fest.

„Hannah, wenn es hart auf hart kommt, muss ich die Sache (was immer es sein mag) auf meine Kappe nehmen. Die Aufmerksamkeit vom Heim ablenken, so wie es Vogeleltern machen, wenn ihre Brut bedroht ist.“

„Aber nur nicht sich opfern. Die Vogeleltern treiben ihr Spiel mit dem Feind, bieten sich nur zum Schein als Ersatz an. Sie werden ja noch gebraucht. List und Tücke sind gefragt. Und ich denke ...“

„... dass ich mich darauf ganz gut verstehe. Entscheidend wird der Moment sein, wo man mir die Sache eröffnet, den Streitpunkt nennt. Eine starke und selbstbewusste Reaktion muss dann her. Unverzüglich, ohne wenn und aber. Liebe Hannah, glauben Sie mir, ich fühle mich trotz allem streitlustig wie selten zuvor.“

„Eine starke Reaktion, ja, aber der Zeitpunkt dafür kann sich hinziehen. Die Leute von der Gestapo sind ausgebuffte Spezialisten. Die fallen nicht gleich mit der Tür ins Haus und sagen, worum es geht. Das wäre naiv zu glauben. Sie kreisen vielmehr um die Anklage wie Katzen um den heißen Brei - und umgarnen Sie dabei. Es wird ganz harmlos losgehen. Mit Fragen nach Namen und Herkunft, Umzug und Einbürgerung in Deutschland. Und dann wie aus der Pistole geschossen die Fangfrage: Warum haben Sie bis heute einen österreichischen Pass? Jüdin und vaterlandslose Gesellin, das passt. Oder sie fragen ganz nebenbei nach Ihren Reisen nach Polen, Galizien. Lassen sich scheinbar endlos berichten und konfrontieren Sie plötzlich mit einem Zitat aus einem Ihrer eigenen Berichte: Es stimmt also, dass sich viele Juden am Mädchenhandel bereichern? Die Beamten werden alles daransetzen, Sie auf die eine oder andere Weise in die Enge zu treiben, glauben Sie mir. Erst wenn in ihren Augen der Boden einer spürbaren Verunsicherung bereitet ist, werden sie mit der eigentlichen Sache herausrücken. Dann wird nicht mehr lange gefackelt, denn die Kerle lieben den kurzen Prozess. Machen Sie sich auf das Schlimmste gefasst. Ich hoffe inständig, dass ich Sie nicht nur begleiten, sondern bei der Vernehmung dabei sein kann.“

„Liebe Hannah, das hoffe ich auch. Ich fürchte nur, wenn die mich ins Kreuzverhör nehmen, müssen Sie draußen auf der Bank Platz nehmen und warten. Wir werden sehen.“

Am sechzehnten des Monats fuhr ich mit Hannah nach O. Es war einer der schönsten Frühlingstage dieses Jahres, vielleicht der einzig wirkliche. Die Sonne lag über den jungen Saaten, dem frischen Grün der Sträucher, den ersten blühenden Obstbäumen. Mit allen Sinnen sog ich diese Schönheit ein, das Spiel der Farben, der Formen, der Düfte. Die Vorladung, nebbich, schickt mir der Himmel, sagte ich mir, sonst hätte ich das alles nicht genießen können. In O. holte uns schnell die andere Seite der Wirklichkeit ein: das beständige Lärmen der Stadt, der Knalleffekt der vielen Hakenkreuzfahnen. Wir nahmen die Straßenbahn, ich auf dem Fensterplatz. Und urplötzlich fuhren wir an der Großen Syn-



agoge vorbei. Goethestraße, Ecke Kaiserstraße. Schauen Sie nur, rief ich, als der blühende Baum jüdischen Geistes vor uns auftauchte. Und hörte im Vorbeifahren Hannahs Stimme:

„Denken Sie nur, die Neue Synagoge wurde am 16. April 1916 eingeweiht. Auf den Tag genau vor zwanzig Jahren. Ist das ein Zufall? Wir nehmen es als gutes Zeichen. Und die große Kuppel, ein steingewordenes Sinnbild des breitgewölbten Himmels, der nicht einstürzt, solange das moralische Gesetz in den unter ihm versammelten Menschen lebt. Die Kant'sche Gottesidee für das Beth Israel.“

„Hannah“, rief ich, voller Überraschung und Dankbarkeit. Die Liebe hatte sich weit umfassender vorbereitet, als gedacht. War in Gedanken den Weg abgeschritten, ein sicheres Geleit genauso im Blick wie günstige Vorzeichen. Und wie ich beseelt von der Hoffnung, dass die deutschjüdische Symbiose noch nicht gänzlich zerstört sein möge. Den neuen Herren zum Trotz. Was für eine Wohltat, was für eine Wegzehrung für den anstehenden Kampf.

Am Eingang des Polizeigebäudes, zu dem wir bestellt waren, wurden wir genauestens kontrolliert. Und dann in den zweiten Stock geschickt, zur Meldung auf Zimmer 22. Dort saßen Hannah und ich noch eine Weile schweigsam zusammen, auf einer langen schHeidi Fogwarzen Bank, der Zimmertür schräg gegenüber. Bis man mich aufforderte, einzutreten. Allein - aber nicht ohne Hannahs festem Händedruck.

Es sollte anderthalb Stunden dauern, bis ich sie wiedersah. Aber nur wenige Minuten, bis ich begriff, wie der Hase lief. Ein Zickzack aus harmlosen Auskünften, geschickten Fangfragen, Scheinangeboten zum Einlenken, gespickt mit Drohungen, abrupten Unterbrechungen und dem erneuten Auslegen falscher Fährten. Genau so, wie Hannah es prophezeit hatte. Ich war die Ruhe selbst, gab ebenso knappe wie präzise Antworten. War entrüstet, wenn nötig, und diplomatisch, wenn angeraten. Sie sollten ihre Pappenheim schon kennenlernen. Aber als sich dieses Spiel hinzog, eine ganze Stunde lang, da platzte mir der Kragen. Ich nahm alle meine Kraft zusammen und fragte mit fester Stimme:

„Wann sagen Sie mir endlich, warum ich eigentlich vorgeladen wurde?“

Der uniformierte Beamte hinter dem Schreibtisch war fassungslos. Er schnappte hörbar nach Luft, schob sich nach

vor, stieß wie zur Fesselung seines aufgeblähten Brustkorbs beide Hände in die Hüften und schrie mich an:

„Was fällt Ihnen ein! Die Fragen stelle ich.“

Dann sank er, als hätte dieser heftige Auswurf einen Rückstoß zur Folge, in seinen Stuhl zurück. Er wischte sich mit seinem rechten Ärmel über die Stirn und musterte mich mit zusammengekniffenen Augen durch seine Nickelbrille. Er schwitzt nicht wirklich, sagte ich mir, er glaubt zu schwitzen. Ich hatte das Spiel gewonnen. Nach einer kurzen Pause bekam ich eine Antwort auf meine Frage.

Eines meiner Mädchen hätte den Führer verunglimpft, mit dem Finger auf ein Pressefoto von ihm gezeigt und gefragt: Ist das ein Verbrecher? Beweis: Die Aussage einer arischen Angestellten des Heims, die den Vorfall dankenswerterweise gemeldet habe. Es war ein Leichtes, den Vorwurf, hier habe sich die Gesinnung des Heims offenbart, zu entkräften. Maria, so hieß das Mädchen, war geistig zurückgeblieben. Eine Schwachsinnige, die man für ihre Worte nicht verantwortlich machen konnte. Zudem hatte sie den groß umrandeten Zeitungsartikel, das Hitler-Bild mit den Textzeilen darunter, für eine Art Steckbrief gehalten. Ihre Frage war also gar nicht auf eine konkrete Person gemünzt.

Die Anklage, nicht das Ressentiment gegen unser Heim, war vom Tisch. Ich konnte gehen und habe nichts mehr von der Gestapo gehört. Die persönliche Denunziation meiner Angestellten schmerzte mich mehr als die dümmliche Verfolgungswut der Nazis. Man hat die Spitzel am eigenen Herd, dachte ich. So ist das Leben. Aber der Frau X wird es noch leid tun, dass sie das getan hat. Da bin ich sicher. Wer weiß, vielleicht leidet sie schon jetzt darunter - und bereut es.

Gelassen, fast heiter, fuhr ich mit Hannah zurück nach Isenburg. Das Leben konnte weitergehen. Der glücklich überstandene Auftritt bei der Gestapo hat uns damals noch fester zusammengeschweißt. Vor allem, was ich ihr von meinem seelischen Erleben in der Gefahrenzone des Verhörs zu berichten wusste, verfehlte seine Wirkung nicht. Dem Empfinden, leibhaftig „vor dem Gesetz“ gestanden zu haben, vor dem offenstehenden und doch unzugänglichen Eingang einer übermächtigen Instanz. Auf ein unbedachtetes Wort hin, das ausgereicht hat, ein gefährliches Räderwerk in Gang zu setzen. Mir gegenüber ein niederer Bote der unnahbaren Macht, einem Türsteher ähnlich, ausgestattet mit dem geliehenen Recht des Stärkeren, nur anfällig durch persönliche Schwächen. Das Büro selber der schäbige Vorhof des Gerichts, das Schuldlosigkeit nicht kennt. Dem möglichen Tod entronnen allein durch das kindische Mittel der Aufmüpfigkeit. - Also sind Kafkas Erzählungen, die so unwirklich daherkommen, historisch wahr, fasste Hannah meine Worte klug zusammen. Ich nickte. Und wir umarmten uns lange. Ich wusste gar nicht, wie mir geschah.

In Isenburg, wo nicht wenige mit meiner Verhaftung gerechnet hatten, herrschte eitel Sonnenschein. Alle freuten sich mit uns, den siegreichen Heimkehrern. Aber bei mir hatte das Verhör Spuren hinterlassen. Spuren, die in verschiedene Richtungen wiesen. In der Konfrontation mit dem Bösen hatte ich das Ja zu mir und meiner Sendung endgültig wiedergefunden. Aber der Schrecken, dass die unerbittliche Macht quasi vor der Haustüre stand, zum Äußersten bereit, war mir doch gehörig in die Glieder gefahren. Ich wurde schlagartig wieder bettlägerig. Und habe das Bett nicht mehr verlassen. Und war empfindlicher als je zuvor. Gegen das Licht und die Helligkeit, sodass man mein Zimmer verdunkeln musste. Gegen zu viel Besuch. (...)

Mit freundlicher Genehmigung von Autor und Verlag aus:
Franz Maciejewski, *Ich, Bertha Pappenheim*. Roman,
Osburg Verlag Hamburg 2016, S. 90-98 und 221-228

Grabstein von Bertha Pappenheim auf dem (Alten) Jüdischen Friedhof an der Rat-Beil-Strasse in Frankfurt/M;
Foto: Dontworry CC BY SA 3.0.

